



Nachkriegszeit in Polen

Impressionen von einer Studienreise des ökumenischen Seminars der Universität Augsburg nach Südpolen

“Mir leben ejwig! S’s brennt a Welt. Mir leben ejwig on a Groschn Geld. Un ojf zu pikeness di ale Ssonim, woss wiln uns farschwarzn unser Ponim. Mir leben ejwig, mir sajnen do, mir leben ejwig in jeder Scho!” Auf der Busfahrt durch Schlesien zwischen Dresden und Krakau stimmen sich die knapp dreißig katholischen und evangelischen Theologiestudentinnen und -studenten ein, die unter Leitung der Professoren H. Immenkötter, H.-P. Heinz und G. Wenz an der Stu-

dienfahrt des ökumenischen Seminars der Universität Augsburg nach Südpolen teilnehmen. Die Melodie hat Schwung, reißt fast von den Sitzen; ein fetziger Musical-Hit fürs Kabarett. Aber das Kabarett, für das der Song komponiert und in dem er aufgeführt wurde, war ein kleines Theater im jüdischen Ghetto von Wilna - 1943 - und im Publikum saßen auch SS-Offiziere. Der jiddische Text - so weit wir ihn verstehen - ist von einer geradezu ungeheuerlichen Abgründigkeit: Wo-

her nehmen wir heute das Recht, ein solches Lied zu singen?

Die Thematik unserer Studienfahrt nach Krakau (22. 4. - 30. 4. 1991) - "Judentum und Christentum in Polen" - könnte sich ähnlichen Anfragen ausgesetzt sehen, insbesondere wenn man sie so versteht, wie die meisten unserer Gesprächspartner: als Frage nach dem aktuellen Verhältnis von Juden und Christen in Polen. Sind wir als junge Deutsche diejenigen, die hier zu Nachforschungen berechtigt sind?

Während wir Südpolen bereisen, bringen die beiden Außenminister, Krzysztof Skupiszewski und Hans-Dietrich Genscher, in Weimar den deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrag zum Abschluß. Aber in Frankfurt/Oder werden polnische Touristen von ostdeutschen Skins verprügelt. "Deutsche schlagen Polen" zischt man uns in Krakau auf der Straße nach: "Halt's Maul!" Auch Czeslaw Domin, der Weihbischof von Kattowitz, scheint zumindest wegen des Gegenstandes unserer Studienfahrt etwas pikiert. Ohne Umschweife kommt er zum Thema. Da es heute in Polen so gut wie keine Juden mehr gebe, könne auch kein eigentlicher Antisemitismus mehr existieren. Antisemitistische Parolen und Sprühereien an Hauswänden - im ehemaligen Krakauer Ghetto sehen wir zwei Tage später einen Davidstern am Galgen -, wertet er als diffuses Protestphänomen radikalierter Jugendlicher. Der Streit zwischen der katholischen Kirche in Polen und jüdischen Autoritäten über das Karmeliterkloster in Auschwitz sei von israelischer Seite künstlich vom Zaun gebrochen worden, um von den innenpolitischen Schwierigkeiten mit der Intifada abzulenken.

Kardinal Macharski, der uns in den erlesen eingerichteten Räumen des erzbischöflichen Ordinariats, in denen bis 1978 sein Vorgänger Karol Wojtyla residiert hatte, die Ehre eines halbstündigen Empfangs zuteil werden läßt, vertieft die Auskünfte seines Weihbischofs. Auschwitz sei für die katholische Kirche in Polen ein Ort der Versöhnung, führt der asketisch und feinsinnig wirkende Kardinal aus. Darum solle hier ein Zentrum der Begegnung für Jugendliche aus aller Welt entstehen, ein Ort der Völkerverständigung. Die Rose über den Gleisen von Birkenau - er erinnert an das bekannte Poster des Maximilian-Kolbe-Werkes -, symbolisiert in seinen Augen den adäquaten, nämlich christlichen Umgang mit Auschwitz. Dieses christliche Konzept der Völkerversöhnung

werde nun aber torpediert von den Juden, für die, wie er sich ausdrückt, Auschwitz der »anus mundi« sei, die Konkretion des radikalen Bösen, dessen Monströsität durch alle Versöhnungs- und Dialogprogramme nur banalisiert werden könne. Kardinal Macharski läßt durchblicken, daß er für diese Position kein Verständnis hat. Den Vorwurf, durch den Bau eines Nonnenklosters in unmittelbarer Nähe zum Konzentrationslager werde Auschwitz einseitig christlich vereinnahmt, weist er mit Verweis auf die ehrbaren Motive der Karmelitinnen zurück. Nur widerwillig hat er sich dem internationalen Druck gebeugt: "Ich konnte nichts tun als das Kloster um dreihundert Meter verlegen zu lassen." Da der Kardinal bündig zu kulturellen Themen überleitet, bleibt die Frage ungestellt, ob denn nicht in der Tat allein die Opfer die legitimen Subjekte einer möglichen Versöhnung sein könnten.

Die kulturellen Themen sind Macharski sichtlich lieber. Die baulichen Schönheiten der Renaissance-Metropole Krakau werden uns ans Herz gelegt. Ob wir nicht den Eindruck hätten, dies sei ein würdiges Stück europäischer Kultur? Er empfiehlt uns für den Abend Bachs H-Moll-Messe in der Kathedrale des Wawel-Schlusses; wir möchten besonders auf den lateinischen Text hören. Die Versöhnung, die in Auschwitz statthaben soll, steht, so wird deutlich, im Dienste eines Programms der Redintegration Polens in die Kultur eines europäischen Abendlandes, das der Kardinal sich als eine bürgerlich-kultivierte, von christlich-kirchlichen Werten getragene Universal-Ordnung vorzustellen scheint. Als sichtbares Zeichen dieses Programms, gleichsam als Angeld des kommenden Geistes, wird der Studentengruppe aus Augsburg der stülvolle Empfangsraum im erzbischöflichen Ordinariat für den Rest des Tages als Gruppenraum überlassen.

Auf dem Stuhle Wojtylas nimmt Prof. Dr. Jozef Tischner Platz. Tischner, Priester mit kantigen Zügen - er stammt aus der Hohen Tatra bei Zakopane -, Vordenker von Solidarnosc, in Polen, so scheint es, bekannt wie ein bunter Hund, kommentiert diesen Vorgang mit Schweißschem Humor. Tischner, Jahrgang 1931, war acht Jahre alt, "als der Krieg anfang" - wie er diskret formuliert. Die Jahre des Kriegsrechts, und nicht nur diese, scheint er vorwiegend im Gefängnis verbracht zu haben; hier schrieb er seine »Ethik der Solidarität«. Der zweite Weltkrieg und die Jahre des Kriegsrechts in den Achtzigern und rücken in seinen Erzählungen und Analysen nicht nur sprachlich eng

zusammen. Die Gegenwart als "Ende der Nachkriegszeit" - in Westdeutschland ist das eher ein publizistisches Schlagwort, das zwar die politische Wirklichkeit in Europa zutreffend beschreibt, aber kaum die lebensweltliche Erfahrung.

Hier ist das anders. Aus der Sicht eines politisch engagierten Polen wie Prof. Tischners ist »Nachkriegszeit« eine umfassende Standortbestimmung. Und zwar entspricht das reflektierte Nachkriegsbewußtsein, welches in seinen Aus-

führungen deutlich wird, in vielen Zügen dem intellektuellen Profil der zwanziger Jahre in Deutschland, der Nachkriegszeit des Ersten Weltkriegs. Seine intellektuelle Plattform ist eine phänomenologische Wertphilosophie, er nennt "Husserl, Scheler, Heidegger", deren Entstehungshintergrund bzw. Entfaltungszeitraum wesentlich in die zwanziger Jahre fällt. Es ist die wertkonservative Variante der philosophischen Moderne, von der er sich Orientierungsleistungen für die politische und kulturelle Zukunft Polens erwartet. Leitendes Stichwort für dieses Programm ist das "romantische Erbe", zu dessen Kronzeugen er überraschend Augustin erklärt. Ähnlich wie bei einem seiner Lieblingsautoren, Max Scheler, scheint die Rezeption der Moderne durch den Rückgriff auf die mystischen Elemente im Werk Augustins legitimiert zu werden. Die augustinische Gnadenlehre soll eine Theorie theonomer Freiheit begründen, welche die biographische "Erfahrung der Freiheit" aufnimmt und in das Projekt einer idealen bürgerlichen Kultur überführt. Nicht umsonst ist das Thema der Vorlesung, die Prof. Tischner an der Universität hält, eine "Philosophie des Dramas". Die Problematik, auch die inneren Spannungen einer solchen wertphilosophisch fundierten Kulturtheorie werden deutlich, als Tischner die politischen Implikationen dieses Gedankengebäudes auf der Linie der politischen Theologie Carl Schmitts zu verorten versucht. Der "nationale Horizont", den er der politischen Romantik dieses Autors nicht zu



An der "Rampe" in Auschwitz-Birkenau: Eine Exkursionsteilnehmerin im Gespräch mit einem US-amerikanischen Juden. Foto: Pfeleiderer

Unrecht attestiert, soll in ein übernationales Konzept eingebunden werden, als dessen Bezeichnung, ähnlich wie bei Kardinal Macharski, der Europa-Gedanke firmiert. Aber anders wohl als dieser möchte Tischner allerdings unmittelbare Einflußnahmen der Kirche auf Moral und Kultur zurückgedrängt wissen, denn er beklagt, daß Ethik und Religion im polnischen Normalbewußtsein der Gegenwart ein unauflösliches Amalgam bildeten. Trotz seines Plädoyers für den kirchenfreien Rechtsstaat macht uns spätestens Tischners selbstverständliche Annahme, die Augsburger Studenten hätten doch "bestimmt alle Meister Eckhart gelesen", deutlich, wie weit auch diese Konzeption (und Projektion) einer klassisch-bürgerlichen Bildungs- und Wertekultur zumindest von dem entfernt ist, was wir als die aktuelle Wirklichkeit der westeuropäischen »Postmoderne« kennen.

Ob Jozef Tischner mit diesem wertphilosophisch begründeten Kulturprogramm vom Vordenker der Befreiungsbewegung zum Vordenker der Ausgestaltung der Freiheit zu werden vermag, wird man aus der Sicht unserer westlichen Erfahrungen skeptisch beurteilen wollen; aber in Polen folgt die "Erfahrung der Freiheit" ihren eigenen Regeln. Anders als in der ehemaligen DDR, wo die (evangelische) Kirche seit der »Wende« über einen rapiden Verlust an öffentlicher Bedeutung klagt, ist in Polen gegenwärtig von einer Entkirchlichung wenigstens für den Besucher

aus dem Westen noch wenig zu spüren. Zwar ist die Gruppe von fünfzehn jungen Priesteramtskandidaten, mit der wir in Kattowitz ein Gespräch führen, optisch recht bunt gemischt, und keineswegs alle entsprechen dem Bild, das mancher von uns sich von einem angehenden polnischen Priester gemacht haben mag. Und doch überrascht uns ausgerechnet ein forscher Typ in Jeans mit modischem Kurzhaarschnitt, der zwei Jahre als Koch bei der Armee gearbeitet hat, mit der nicht unprovokativ gemeinten Frage, wie man es denn in unserem Land mit dem "Sakrament der Ehe" halte. Er habe gehört, daß voreheliches Zusammenleben bei uns gang und gäbe sei. In das verblüffte Schweigen, das die durchaus ökumenische Reaktion ist, schiebt er die Frage nach, was wir mit dem Stichwort "neue Evangelisation" anfangen ... In einem Land, in dem man an einem hellichten x - beliebigen Wochentagsmorgen in einer x-beliebigen Kirche (in Krakau) nicht weniger als vierzehn Menschen bunt gemischt geduldig in einer Reihe stehen und auf die Beichte warten sehen kann, ist es selbstverständlich, daß der Staatspräsident die Urkunde seines Friedensnobelpreises in der Donatenkammer des Nationalheiligtums - bei der Schwarzen Madonna von Tschenstochau - deponiert und so gleichsam der Nation ans Herz legt.

Das Schauspiel, mit dem jeden Nachmittag um halb vier der Silbervorhang vor dem tiefgründigen Bildnis der Madonna hochgezogen wird, wird umrahmt von einer wirklich würdevollen sakralen Choreographie, die mit ihrem geradezu archaischen Ernst selbst den hartgesottensten Protestanten - eher aus Ergriffenheit, denn aus Höflichkeit (wie er hinterher erklärt) - mit der andächtigen Menge auf die Knie zwingt. Die Händlertische vor dem Heiligtum mit ihren unbeschreiblich kitschigen Offerten lassen ihn dann allerdings rasch wieder zurückfinden in die Bastion seines rationalistischen Überlegenheitsgefühls. Die Volksfrömmigkeit ist - immer noch - die Kultur (oder der Kulturersatz) der polnischen Massen in einer oft genug katastrophal lebensfeindlichen »Lebens«-welt. Die Fahrt durch die Peripherie der Industriestadt Kattowitz ist eine Fahrt in die polnische Nachkriegszeit.

Hellgrau ist der Himmel, rauchig riecht die Luft. Nur vereinzelt erspäht der Betrachter noch die Kunstdenkmäler eines sozialistischen Realismus. Sie sind die einzigen Relikte der einst so durchgreifenden Landschaftsgestaltung des kommunistischen Regimes, die mit ihren roten Parolenschildern, den allgegenwärtigen Milizfahrzeugen dem auch damals schon allüberall unübersehbaren Mangel an Lebensqualität den Königsmantel einer höheren Systemnotwendigkeit überlegte. Jetzt sind diese Hüllen gefallen, und die Blößen und Wunden des Landes werden dem Betrachter in fast obszöner Weise offenbar.

Architektonische Trostlosigkeiten so weit das Auge reicht; irgendeine städtebauliche Logik ist nicht zu erkennen. Verfallende Funktionsbauten, Wohnsilos aus rissigem Beton stehen wie hingeworfen durcheinander zwischen halbfertig wirkenden, weil unverputzten Backsteinhäusern, deren Vorgartenbepflanzung in aufgestapelten Baumaterialien besteht. Dazwischen westliche Zigarettenreklamen auf riesigen Plakatwänden - suggestive Ausbruchsangebote. Die Graffiti auf den abblättrenden Wänden der Wohnsilos mit Schriftzügen westlicher Popgruppen haben mit ihren westlichen Vorbildern nur das »outfit« gemein. Hier erinnern sie eher an die kreidegeschriebenen Suchmeldungen auf den Luftschutzkellern unserer Nachkriegsstädte: Lebenszeichen - skurril hoffnungsvolles »writing on the wall«, aber mit Prof. Tischners Vision eines "romantischen Menschenbildes" haben sie schlechterdings nichts zu tun. Mitten in der Betonwüste plötzlich völlig unmotiviert die Fatamorgana eines lindgrünen, hochstämmigen Parks, durch den junge Frauen im Abendlicht Kinderwagen schieben. Danach gleich wieder ebenso Übergangslos schmutzigglaue Omnibusse mit milchigen Fensterscheiben, die rammelvoll irgendwoher, irgendwohin fahren. Eine hagerere Joggerin trabt trotzig über die Wohn- oder Landstraße vorbei an heruntergekommenen Landhäusern aus irgendeiner Vorkriegszeit. Augenfällig wird die Agonie eines Landes, das von der Substanz einer Zeit zu leben hat, die selbst nur von der Substanz gelebt hat.

Aber die Grenzen aller Versuche romantischer oder kirchlicher Kultursynthesen werden nicht nur angesichts solcher städtebaulicher Ödlandschaften offenbar, in der humanistische Appelle echolos verklingen dürften, sondern vielleicht noch mehr angesichts der enormen wirtschaftlichen und sozialen Ungleichheiten, die sich heute schon abzeichnen. Etwa und insbesondere Krakau ist auf dem Weg zu einer geschmackvollen, bald mondänen Einkaufs-City westlichen Zuschnitts. In den italienisch wirkenden Arkaden nisten sich schicke Boutiquen ein, die ihre Kundinnen durchaus finden. Aber das Bild der schäbig gekleideten Rentnerin, die vor den Schaufenstern dieser Geschäfte aus dem Müll eine weggeworfene Zeitung fischt, illustriert, wohin die Reise gehen wird: Nicht nach Rom und nicht nach Venedig dürften für Polen alle Wege führen, sondern eher nach New York, nämlich einige nach Manhattan - die meisten aber in die Bronx.

Eine Art Subkultur wie im Harlem der zwanziger Jahre gibt es schon. Am ersten Abend in Krakau geraten wir unvermutet in einen Jazzclub, in dem Musiker - zwar nicht Schwarze, sondern Weiße und nicht aus Harlem, sondern aus Lodz - einer verschworenen Fanmenge einheizen bis in die Puppen. Am zweiten Abend landen wir nicht minder unvermutet in einem Keller, der sich »Galerie« nennt und, wie die avantgardistischen Bildern an den Wänden zeigen, auch tatsächlich eine ist. Zu den schrägen irischen Klängen einer fröhlichen Bruderschaft aus Nancy (alle im Zivilstand Kunstmaler, wie sich nachher herausstellt) tanzt alsbald die ganze bunte Gästeschar, am ausgelassensten der Wirt selbst, ein intellektueller Freak, der später selbst zur Geige greift. Im Publikum eine junge Altphilologin, mit der ich mich auf Französisch zu unterhalten versuche. Meinen Satz »je viens de Munich« deutet sie als Bekenntnis zu ihrer Freundin Monique, die unglücklicherweise ebenfalls anwesend zu sein scheint. Die Kommunikation mit dem langhaarigen, Stahlbrille tragenden Philosophen neben ihr an der Theke, der sich angesichts der allgemeinen Fröhlichkeit so tief in seinen existentialistischen Welterschmerz verstrickt, daß er mit niemandem reden will, ist auch nicht erfolgreicher. Dafür erzählt uns ein Filmregisseur in schwarzer Lederjacke von seinem Debutfilm, der demnächst im polnischen Fernsehen gezeigt werden soll: Er handelt von der Umwandlung eines Herrenhauses in eine psychiatrische Anstalt irgendwo in der polnischen Provinz - Anfang der Nachkriegszeit. Der Film ist eine Parabel. In den frühen Morgenstunden klingt der Abend aus in den ulkigen

Schreigesängen a capella eines bärtigen Avantgarde-Choreographen, der zuvor, als er vielleicht noch nüchterer gewesen war, von seinen gemeinsamen Arbeiten mit Pina Bausch geschwärmt hatte.

Die »Nachkriegszeit« in Polen ist ohne Zweifel auch eine kulturelle Aufbruchzeit, mit einer enormen, lebendigen Durchlässigkeit, dergegenüber die gesponsorten Kulturereignisse unserer westdeutschen Städte wie Betriebsfeiern des Amtes für öffentliche Ordnung wirken. Wie lange es freilich dauern wird, bis etwa jener flippig-kreative Kellerclub »Galerie« in der Krakauer Altstadt in ein teures Speiselokal um-»saniiert« ist, das steht auf einem andern Blatt.

Die aufblühende Avantgarde-Kultur in Polen, speziell in Krakau, hat durchaus Tradition. Ihre historischen Wurzeln liegen in der Hoch- und Umbruchzeit der Moderne, in den Jahren des bohemistischen Fin de siècle, in denen Krakau neben München und Wien eines der Zentren künstlerischer Nonkonventionalisten war, die miteinander regen Austausch pflegten. Das Cafe Jama Michalikowa in der Florianska-Straße wirkt mit seinem völlig erhaltenem Jugendstilinterieur noch heute so frisch, als seien die Simplicissimus-Karikaturisten, von denen die Kritzeleien an den Wänden stammen, nur eben mal kurz Luft schnappen gegangen. Prof. Tadeusz Chrzanowski, Kunsthistoriker an der Universität Lublin und bekannter Essayist, führt uns in die soziokulturellen Hintergründe dieser Phase der polnischen Geschichte ein, in denen Polen seine bedeutendsten Beiträge zur europäischen Moderne in Kunst und Kultur lieferte. Nach seinem kompetenten Urteil sind diese Hintergründe in der fruchtbaren Symbiose jüdischer und christlicher Intellektueller, Künstler und Wissenschaftler zu suchen. Das »Komitee zum Schutz jüdischer Denkmäler« in Polen, dessen Vorsitzender Prof. Chrzanowski ist, verfolgt darum nicht zuletzt den aktuellen kulturpolitischen Zweck, mit der Bewahrung des jüdischen Kulturerbes zugleich die Bewahrung der spezifisch modernen, polykulturellen Tradition Polens zu leisten.

Genau dies ist auch das Ziel, welches Prof. Jozef Gierowski von der Jagiellonischen Universität Krakau in seiner Funktion als Direktor des »Forschungszentrums für jüdische Geschichte und Kultur in Polen« im Auge hat. Dieses Institut, das die Forschungen von fünfzehn bis zwanzig vor allem jüngerer Historiker koordiniert, ist eine Frucht des politischen Tauwetters der 80er Jahre. Darum konnten und können bisher neben soziologischen Projekten auch allererst biblio-

graphische und historiographische Quellensammlungen unternommen werden, welche die Grundlage bilden sollen für eine eigentliche Erforschung der Geschichte des Judentums in Polen. Auf diesem mühevollen Weg will Prof. Gierowski die, wie er sagt, "herrschende einseitig nationalpolnische Kulturgeschichtsschreibung" aufbrechen und nachweisen, daß wesentliche Beiträge der nationalen Kultur Polens sich gerade "nichtpolnischen Volksteilen" verdanken.

Aus unserer Perspektive mag solches Bohren an den dicken Brettern der Historie verschoben wirken. Aber in einem Land, dessen Geschichte in wesentlichen Phasen durch die Divergenz von politischer und kultureller Identität bestimmt war, ist Geschichtsforschung die notwendige Form aktueller politischer Identitätsbestimmung. Daraus erklärt sich das junge Alter des Instituts und die politischen Gegenwinde, denen das Forschungsunternehmen noch immer ausgesetzt ist. Gierowski läßt keinen Zweifel daran, daß für diese Gegenwinde die mächtigen Interessen an einer ekklesiokratischen Einheitskultur in Polen bestimmend sind. Die kulturelle und politische Prädominanz der katholischen Kirche ist nach seinem Urteil dafür verantwortlich, daß in Polen der Antisemitismus nicht mit derselben Eindeutigkeit öffentlich verurteilt werde, wie man sie in westlichen Ländern gewohnt sei. Angesichts des immer noch vorhandenen latenten und offenen kirchlichen Antisemitismus wertet Gierowski es bereits als Erfolg, daß auf sein Betreiben hin sich die polnischen Bischöfe jüngst - erstmals - offiziell zum Verhältnis von Judentum und Christentum in Polen geäußert haben. Wie immer Gierowskis hartes, selbstkritisches Wort, für das Verhältnis Polens zu Auschwitz sei immer noch die "hitlerische Ideologie" maßgeblich, zu beurteilen sein mag, klar ist, am Verhältnis zu Auschwitz entscheidet sich der Charakter der politischen Kultur Polens - nicht nur Polens.

Annäherung an Auschwitz. Wir fahren wieder auf der Autobahn von Krakau nach Kattowitz. Wir kennen die Strecke, wir fahren sie schon zum dritten Mal. Aber heute ist sie für uns der Weg nach Auschwitz. Die Landschaft draußen, eine harmlose, schütter bebaute Hügelandschaft in frühlingshaftem Hellgrün; heute realisiere ich, daß dies das Umland von Auschwitz ist. Man sieht es der Landschaft nicht an, natürlich nicht. "Oswiecim 45 km". Ich versuche mir diese Landschaft aus der Perspektive derer vorzustellen, die sie aus den Ritzen der Viehwaggons, in denen man sie

herbrachte, wahrnahmen. Es gelingt nicht. Hinter mir im Bus disputieren sie über irgendwas. Ich versuche an einzelne Menschen zu denken, die mir spontan einfallen, die bekanntesten und weniger bekanntesten, Anne Frank, Janusz Korczak, Ety Hillesum, versuche mir die Menschen in Erinnerung zu rufen, von denen ich weiß, daß sie Familienangehörige in Auschwitz verloren haben. Als ich merke, daß ich mich nur anstrengende, die richtige Einstellung zu finden, gebe ich es auf.

Jetzt fahren wir durch lose Birkenwäldchen: "Birkenau". Bauern pflügen in brauner Erde hinter schweren Pferden. Der Gleichmut ihrer ruhigen Bewegungen ist ein idyllisches Bild - heute. Dann wieder ein Städtchen. Auf den Hauswänden Hakenkreuzschmierereien: "skin". Ein acht Meter langes WW II-Jagdflugzeug auf einem Sockel, es wirkt wie Spielzeug und erzeugt ein merkwürdiges Gefühl der Erleichterung. Anscheinend sind wir bald da. Das Ortsschild. Der Bahnhof. Wir fahren durch die kleine Stadt hindurch, einem Wegweiser mit drei Kreuzen nach: "Museum". Eine Stadtrandlandschaft, Baustellen, die Straße wird holprig, eine Kaserne. Dann der große, ordentliche Busparkplatz. Aus den Bussen quillen Schülergruppen, die sich sammeln. Es ist viel Betrieb.

Zu den dichtesten Erlebnissen der Reise gehört für mich die alte jüdische Dame, die uns die kleine Synagoge in Krakau, die einzige von sieben, die noch in Benutzung ist, erklärt. Daß sie überhaupt antreffen und die Synagoge geöffnet ist, verdankt sich dem Zufall, daß kurz vor uns eine große Schulklass aus Tel-Aviv die Synagoge besichtigt. Die alte Dame spricht mit uns Jiddisch, das sie nur wenig eindeutschen muß, damit wir sie verstehen können. Die Sprache klingt wie Musik. Wir kennen sie nur als Musik. Einer hat den Einfall, sich von ihr die uns unverständlichen Worte in dem Lied "Mir leben ewig" übersetzen zu lassen: "Wir leben ewig! SS brennt eine Welt. Wir leben ewig ohne einen Groschen Geld. Alle die uns hassen, sollen zerplatzen, die uns verbrennen wollen uns Gesicht. Wir leben ewig, wir sind da, wir leben ewig, in jeder Show!" Die alte Dame verabschiedet uns freundlich vor der Synagoge neben dem verschlossenen Tor zu dem uralten Friedhof. An der Hand hält sie ihre kleine, vierjährige Enkelin, die draußen gespielt hatte. Die beiden sind die einzigen hier lebenden Juden, denen wir auf unserer Reise begegnet sind. Sie stammen aus der Sowjet-Union.

Georg Pfeleiderer